



Was ist Dichtung? – Antworten aus drei Jahrhunderten

von Martin G. Petrowsky

Jedes unserer Gedichte und jede unserer Geschichten, sind „Wortspielereien“. Sei es nun, um etwas zu beschreiben, zu umschreiben oder etwas zu erfinden. Manches entspricht der Wahrheit, vieles entsteht einfach in unserer Fantasie. Wir sogenannten „Schreiberlinge“ haben es ja gut. Es muss nicht immer alles stimmen, es soll nur gut zu lesen sein.

Der „Schreiberling“, der dies unlängst in einer Kulturpublikation von sich gab, bezeichnet sich einige Sätze weiter selbst als „Dichter“.

Früher, dachte ich mir, als ich mich vom ersten Schock erholt hatte, haben die Dichter wohl höhere Ansprüche an sich selbst gestellt. Ich musste nicht lange suchen, um schöne und überzeugende Beispiele zu finden, die vielleicht auch den heutigen Schriftsteller oder Literaturexperten beeindrucken. Somit wünsche ich allen, die dieses Thema interessiert, viel Vergnügen bei der Lektüre der folgenden Texte und neue Einsichten, und ich hoffe, dass die teilweise recht altertümliche Sprache nicht zu hinderlich sein möge.

Besonders freue ich mich darüber, auch eine aktuelle Wortmeldung präsentieren zu können, die die Ehre des 21. Jahrhunderts wiederherstellen könnte.

Jeder echte Künstler ist als einer anzusehen, der ein anerkanntes Heiliges bewahren und mit Ernst und Bedacht fortpflanzen will. Jedes Jahrhundert aber strebt nach seiner Art ins Säkulum und sucht das Heilige gemein, das Schwere leicht und das Ernste lustig zu machen; wogegen nichts zu sagen wäre, wenn nur nicht darüber Ernst und Spaß zugrunde gingen.

Goethe in einem Brief an C. F. Zelter, 18.3.1811

Auszug aus Friedrich Sorets Gesprächen mit Goethe (1830)

Man muß ein alter Praktikus sein, um das Streichen zu verstehen

Johann Wolfgang von Goethe, zitiert in der Bearbeitung von Johann Peter Eckermann

Was wollen Sie z. B. gegen die Elegie der Frau von Bechtolsheim auf den Tod der Frau Großherzogin-Mutter einwenden? Ist das Gedicht nicht sehr artig? Das einzige, was sich gegen dieses sowie gegen das meiste unserer jungen Damen und Herren sagen ließe, wäre etwa, daß sie, gleich zu saftreichen Bäumen, die eine Menge Schmarotzerschößlinge treiben, einen Überfluß von Gedanken und Empfindungen haben, deren sie nicht Herr sind, so daß sie sich selten zu beschränken und da aufzuhören wissen, wo es gut wäre. Dieses ist auch der Frau von Bechtolsheim passiert. Um einen Reim zu bewahren, hatte sie einen anderen Vers hinzugefügt, der dem Gedicht durchaus zum Nachteil gereichte, ja es gewissermaßen verdarb. Ich sah diesen Fehler im Manuskript und konnte ihn noch zeitig genug ausmerzen. Man muß ein alter Praktikus sein, um das Streichen zu verstehen. Schiller

war hierin besonders groß. Ich sah ihn einmal bei Gelegenheit seines „Musenalmanachs“ ein pompöses Gedicht von zweiundzwanzig Strophen auf sieben reduzieren, und zwar hatte das Produkt durch diese furchtbare Operation keineswegs verloren, vielmehr enthielten diese sieben Strophen noch alle guten und wirksamen Gedanken jener zweiundzwanzig.

Aus: *Friedr. Sorets Gespräche mit Goethe in Eckermanns Bearbeitung*. In: *Eckermann, Gespräche mit Goethe*. Frankfurt/M.: Insel Verlag (Insel-Tb 500) 1981, Bd. 2, S. 695.

Das über dem Titel abgedruckte Zitat wurde gefunden in *Goethes Werke in zwei Bänden*, Buchgemeinschaft Donauland, Bd. 1, S. 120.



Auszug aus einem Brief „an einen jungen Dichter“ (Franz Xaver Kappus, 1903)

Ein Kunstwerk ist gut, wenn es aus Notwendigkeit entstand ...

von Rainer Maria Rilke

Sehr geehrter Herr,

Ihr Brief hat mich erst vor einigen Tagen erreicht. Ich will Ihnen danken für sein großes und liebes Vertrauen. Ich kann kaum mehr. Ich kann nicht auf die Art Ihrer Verse eingehen; denn mir liegt jede kritische Absicht zu fern. Mit nichts kann man ein Kunst-Werk so wenig berühren als mit kritischen Worten: es kommt dabei immer auf mehr oder minder glückliche Mißverständnisse heraus. Die Dinge sind alle nicht so faßbar und sagbar, als man uns meistens glauben machen möchte; die meisten Ereignisse sind unsagbar, vollziehen sich in einem Raume, den nie ein Wort betreten hat, und unsagbarer als alles sind die Kunst-Werke, geheimnisvolle Existenzen, deren Leben neben dem unseren, das vergeht, dauert.

Wenn ich diese Notiz vorausschicke, darf ich Ihnen nur noch sagen, daß Ihre Verse keine eigene Art haben, wohl aber stille und verdeckte Ansätze zu Persönlichem. Am deutlichsten fühle ich das in dem letzten Gedicht »MEINE SEELE«. Da will etwas Eigenes zu Wort und Weise kommen. Und in dem schönen Gedicht »AN LEOPARDI« wächst vielleicht eine Art Verwandtschaft mit diesem Großen, Einsamen auf. Trotzdem sind die Gedichte noch nichts für sich, nichts Selbständiges, auch das letzte und das an Leopardi nicht. Ihr gütiger Brief, der sie begleitet hat, verfehlt nicht, mir manchen Mangel zu erklären, den ich im Lesen Ihrer Verse fühlte, ohne ihn indessen namentlich nennen zu können.

Sie fragen, ob Ihre Verse gut sind. Sie fragen mich. Sie haben vorher andere gefragt. Sie senden sie an Zeitschriften. Sie vergleichen sie mit anderen Gedichten, und Sie beunruhigen sich, wenn gewisse Redaktionen Ihre Versuche ablehnen. Nun (da Sie mir gestattet haben, Ihnen zu raten) bitte ich Sie, das alles aufzugeben. Sie sehen nach außen, und das vor allem dürften Sie jetzt nicht tun. Niemand kann Ihnen raten und helfen, niemand. Es gibt nur ein einziges Mittel. Gehen Sie in sich. Erforschen Sie den Grund, der Sie schreiben heißt; prüfen Sie, ob er in der tiefsten Stelle Ihres Herzens seine Wurzeln ausstreckt, gestehen Sie sich ein, ob Sie

sterben müßten, wenn es Ihnen versagt würde zu schreiben. Dieses vor allem: fragen Sie sich in der stillsten Stunde Ihrer Nacht: *muß* ich schreiben? Graben Sie in sich nach einer tiefen Antwort. Und wenn diese zustimmend lauten sollte, wenn Sie mit einem starken und einfachen »*Ich muß*« dieser ernstesten Frage begegnen dürfen, dann bauen Sie Ihr Leben nach dieser Notwendigkeit; Ihr Leben bis hinein in seine gleichgültigste und geringste Stunde muß ein Zeichen und Zeugnis werden diesem Drange. Dann nähern Sie sich der Natur. Dann versuchen Sie, wie ein erster Mensch, zu sagen, was Sie sehen und erleben und lieben und verlieren. Schreiben Sie nicht Liebesgedichte; weichen Sie zuerst denjenigen Formen aus, die zu geläufig und gewöhnlich sind: sie sind die schwersten, denn es gehört eine große, ausgereifte Kraft dazu, Eigenes zu geben, wo sich gute und zum Teil glänzende Überlieferungen in Menge einstellen. Darum retten Sie sich vor den allgemeinen Motiven zu denen, die Ihnen Ihr eigener

Alltag bietet; schildern Sie Ihre Traurigkeiten und Wünsche, die vorübergehenden Gedanken und den Glauben an irgendeine Schönheit – schildern Sie das alles mit inniger, stiller, demütiger Aufrichtigkeit und gebrauchen Sie, um sich auszudrücken, die Dinge Ihrer Umgebung, die Bilder

Ihrer Träume und die Gegenstände Ihrer Erinnerung. Wenn Ihr Alltag Ihnen arm scheint, klagen Sie ihn nicht an; klagen Sie sich an, sagen Sie sich, daß Sie nicht Dichter genug sind, seine Reichtümer zu rufen; denn für den Schaffenden gibt es keine Armut und keinen armen gleichgültigen Ort.

Und wenn Sie selbst in einem Gefängnis wären, dessen Wände keines von den Geräuschen der Welt zu Ihren Sinnen kommen ließen – hätten Sie dann nicht immer noch Ihre Kindheit, diesen köstlichen, königlichen Reichtum, dieses Schatzhaus der Erinnerungen? Wenden Sie dorthin Ihre Aufmerksamkeit. Versuchen Sie die versunkenen Sensationen dieser weiten Vergangenheit zu heben; Ihre Persönlichkeit wird sich festigen, Ihre Einsamkeit wird sich erweitern und wird eine dämmernde Wohnung werden, daran der Lärm der anderen fern vorübergeht. – Und wenn aus dieser Wendung nach innen, aus dieser Versenkung in die eigene Welt Verse

„Gestehen Sie sich ein, ob Sie sterben müßten, wenn es Ihnen versagt würde zu schreiben.“



kommen, dann werden Sie nicht daran denken, jemanden zu fragen, ob es gute Verse sind. Sie werden auch nicht den Versuch machen, Zeitschriften für diese Arbeiten zu interessieren: denn Sie werden in ihnen Ihren lieben natürlichen Besitz, ein Stück und eine Stimme Ihres Lebens sehen. Ein Kunstwerk ist gut, wenn es aus Notwendigkeit entstand. In dieser Art seines Ursprungs liegt sein Urteil: es gibt kein anderes. Darum, sein geehrter Herr, wußte ich Ihnen keinen Rat, als diesen: in sich zu gehen und die Tiefen zu prüfen, in denen Ihr Leben entspringt; an seiner Quelle werden Sie die Antwort auf die Frage finden, ob Sie schaffen *müssen*. Nehmen Sie sie, wie sie klingt, an, ohne daran zu deuten. Vielleicht erweist es sich, daß Sie berufen sind, Künstler zu sein. Dann nehmen Sie das Los auf sich, und tragen Sie es, seine Last und seine Größe, ohne je nach dem Lohne zu fragen, der von außen kommen könnte. Denn der Schaffende muß eine Welt für sich sein und alles in sich finden und in der Natur, an die er sich angeschlossen hat.

„Der Schaffende muß eine Welt für sich sein ...“

Vielleicht aber müssen Sie auch nach diesem Abstieg in sich und in Ihr Einsames darauf verzichten, ein Dichter zu werden; (es genügt, wie gesagt, zu fühlen, daß man, ohne zu schreiben, leben könnte, um es überhaupt nicht zu dürfen.)

Aber auch dann ist diese Einkehr, um die ich Sie bitte, nicht vergebens gewesen. Ihr Leben wird auf jeden Fall von da ab

eigene Wege finden, und daß es gute, reiche und weite sein mögen, das wünsche ich Ihnen mehr, als ich sagen kann. [...]

Die Verse, welche Sie mir freundlich vertrauen kamen, gebe ich Ihnen gleichzeitig wieder zurück. Und ich danke Ihnen nochmals für die Größe und Herzlichkeit Ihres Vertrauens, dessen ich mich durch diese aufrichtige, nach bestem Wissen gegebene Antwort, ein wenig würdiger zu machen suchte, als ich es, als ein Fremder, wirklich bin.

Mit aller Ergebenheit und Teilnahme:

Rainer Maria Rilke

Rainer Maria Rilkes *Briefe an einen jungen Dichter* sind im Insel Verlag in *Rilkes Werke*, Kommentierte Ausgabe in vier Bänden, Band 4, hg. v. Horst Nalewski, S. 514-517, enthalten. Um der besseren Lesbarkeit willen machten wir einen zusätzlichen Absatz.

Das Weihnachtsgeschenk für Lyrikfreunde ...

„Ballspiel mit Versen“

Verschenken Sie das wunderbare Hörbuch mit einer Auswahl aus dem *Briefwechsel in Gedichten* zwischen Erika Mitterer und Rainer Maria Rilke. Es ist faszinierend, mit welcher Einfühlsamkeit und Kreativität die beiden Dichter Worte und Bilder des jeweils anderen auffingen, bearbeiteten und weiterspielten. Die Gedichte werden kongenial vorgetragen von Marianne Nentwich und Peter Matić.

Bitte bedienen Sie sich des Bestellcoupons auf S 35 oder unter www.erika-mitterer.org





Auszug aus einem Brief „an eine junge Dichterin“ (Erika Mitterer, 1936)

Dichterische Sprache entsteht nicht im luftleeren Raume ...

von Rudolf Borchardt

Ihr Brief ist mir eine schöne Erscheinung gewesen und, mehr als das, eine schöne Bestätigung, denn er kommt der Vorstellung, die ich von Ihnen hatte, wie einem Spiegel entgegen, und ich bin ruhig darüber, daß Sie gar nicht anders sein konnten als jenes Unwillkürliche der Poesie, von dem nur der Leser und nicht der Dichter wissen kann, Sie mitteilt.

Ich muß mich sehr schlecht ausgedrückt haben, wenn Sie aus meinen viel mehr an Ihr Buch angeknüpften, als es beurteilenden Sätzen irgend etwas auch nur aufs fernste Enttäuschung Andeutendes herauslesen konnten. Leider ist es niemandem gegeben, sich schriftlich so zu fassen, daß der andere gar nicht anders lesen kann, als man geschrieben hat.

Es handelt sich um zarte Dinge. Ihr Buch ist Resignation, – die voreilig heftige, innig schmerzende, ausdrucksbedürftige Ihrer Jahre, die keine glücklichen Jahre sind und sein sollen. Diese Stimmungen entspringen einer zugleich falschen und richtigen Optik der Seele. Einmal wird die Tragizität des Lebens mit der Schärfe der ersten Erfahrungen erfahren oder geahnt als ein Allgemeines. Dann aber werden die Schlüsse aus dieser Erkenntnis auf den besonderen Fall ebenso natürlich überschärft. Ein gewisses Quantum der ersten jugendlichen Substanz ist in dem ersten großen Verschwendungsfeuer großmütig verbraucht. Die Wahrhaftigkeit gestattet nicht, diese Feuer mit geringeren Stoffen weiter zu veranstalten, um sich über Dunkel und Verarmung zu täuschen. Die neue Substanz ist noch nicht erarbeitet. Die verworrenen, unentschlossenen, unzuverlässigen Episoden des Lebens-Intermezzos, die sich inzwischen vermehren und die in Wahrheit von so grundloser Tiefe sind, daß später für Jahrzehnte aus ihnen gelebt werden kann, sehen noch, während sie als äußeres Leben weitergehen, nicht nur unscheinbar aus, sondern das negative, unsättigende an ihnen wird viel sprechender vermerkt als das fördernde. So sind es mißliche und durch streitende Extreme verstimmte Zeiten; die von ihrem eigenen Reichtum darum nichts wissen können, weil er organgesetzlich latent ist. [...] Was herauskommt, wirkt brüchig, un gelenk, ungeschlacht, fragmentarisch, klanglos,

unharmonisch. Der Mensch wirft sich zwischen lauter scheinbar Versagtem und Ungenügendem herum und macht sich Vergangenes und Künftiges problematisch, und je aufrichtiger er mit sich umgeht, so einschneidender wird er sich selber wehtun wollen.

Dies habe ich Ihnen andeuten wollen – mit so wenig Indiskretion wie möglich und doch mit der Wahrheit, die man einander bei so hoher und inniger Verehrung schuldet. Meine nächsten Freunde und ich haben einander immer nur, wenn eine neue Arbeit auf dem Tische lag, das Negative gesagt. Das andere, Selbstverständliche, ist es weder nötig noch eigentlich möglich gewesen auszusprechen. Auf einer gewissen Höhe der Pflichten und der Ansprüche hat das Kleingeld der Verbindlichkeit keinen Kurs mehr. Dafür wird viel zu enorm teuer gekauft und bezahlt.

Es Ihnen zu sagen und, wie eben geschehen, zu detaillieren, setzen mich meine eigenen Erfahrungen fast noch mehr als meine Eindrücke von Ihrem Buche her in Stand. Ich möchte schon überhaupt nicht viel jünger sein als ich bin, – wenn aber

dennoch, dann gewiß nie wieder zwischen fünfundzwanzig und dreißig. Ich bin nie unglücklicher, nie völliger hoffnungslos und wild gewesen als in jenen Jahren, die dennoch, ohne daß ich es wissen konnte, den Riesenstoff an geistig-seelisch-sinnlichem Vorrat angehäuft haben, für dessen völlige Ausarbeitung ein Menschenleben dann fast zu kurz scheint. Daß es Zeiten, und lange Zeiten, des bloßen Aufnehmens geben muß, während deren sich die produzierenden Organe, wenn sie gesund sind, schließen und versagen, und daß diese Zeiten sich mit Notwendigkeit zwischen die Cyklen legen, wird dem Menschen, oder dem Dichter, nicht gesagt, – er muß es am eigenen Leibe durchmachen. Man kann jene Organe freilich auch vergewaltigen und zu immer neuen Scheinleistungen zwingen. Das ist der Weg zum Ruin, und Hofmannsthal, den ich mit der Zärtlichkeit fast eines Sohnes – er war nicht nur um Jahre, sondern um Lebensräume der Ältere, ein berühmter Mann, als ich ein armer Junge war – liebte, und dem ich vergeblich Pausen abzurufen trachtete, hat sich dadurch von

„Dichten ist keine Berufstätigkeit.“



früh an zugrunde gerichtet. Dichten ist keine Berufstätigkeit, sondern eine ausdrucksfähige organische Überformung über der ausdruckslosen Periodizität der Menschenseele an sich. Sie ist das aufs aller zwingendste und unverbrüchlichste in den ersten, den zartesten Stadien. – In den späteren, wenn das Holz reif geworden ist, erträgt sie ein gewisses – nicht unbegrenztes oder willkürliches – Maß von Eingriff, Zwang, und rationellem System. – Das ist ein ernstes, tiefsinnig aus Höhe und Tiefe gemischtes Schicksal. – Literatur ist etwas anderes. Aber es gibt Grenzgebiete. Aus dem Rausch – das sagen Sie sehr schön – kann die Seele gewohnheitsmäßig so wenig dichten wie leben. Aber es gibt vielerlei Rausch und jede Lebensstufe, innerhalb jeder Lebensstufe, jede Erhöhungsstufe hat den eigenen. Wenn er Sie nicht besucht – lange nicht besucht –, bedenken Sie, meine Liebe, daß wir den Himmlischen nicht pfeifen können, wenn wir ein rechtes Verlangen nach ihnen haben. Was wir sind, sind wir durch den so erwünschten wie total unerzwingbaren Umstand des überhaupt Besucht-werden-könnens. Es gibt dafür Prädispositionen, und, leider auch, Anti-Prädispositionen. Aber auch darin gibt es glücklicherweise durchaus keine Regeln. Man kann es als Mensch – Mann oder Frau – gerade ungeheuer gut haben und wird doch ganz gewiß kein Gedicht machen; und umgekehrt sind Sie in Ihrer menschlich bittersten Stunde keineswegs davor sicher, daß nicht ein herrlicher Ausgleich in Sie niedersteigt und Ihre irdische Belastung verflüchtigt.

„Bedenken Sie, daß wir den
Himmlischen nicht pfeifen können“

– Sie sind eine Dichterin – ich weiß, Sie sind eine sehr große Dichterin, – das haben Sie gar nicht gewollt, und hätten Sie's gewollt, wären Sie's darum nicht geworden, und insofern sagen Sie mit Recht, daß man seine Gedichte erleidet, und daß sie Ihnen dann „geschehen“. Aber Sie erleiden sie nicht als Dichterin, sondern als faktische und praktische Person, als ein polares Wesen innerhalb der menschlichen Polarität. Was Sie aus diesem Erleben machen, das allein machen Sie als Dichter, und das ist keineswegs so absolut und total passiv, wie es sich Ihnen unter dem Signum ‚Es geschieht mir‘ vorstellen kann. Sie werden wie auf dem Rennwagen hingetragen, aber nicht willenlos, Sie haben die Zügel und Sie müssen lenken, und Sie lenken sehr schön und mächtig, mein liebes Kind. Wenn Sie mir schon die Ehre des Vertrauens erweisen, meinen Rat zu schätzen, ein Vertrauen, das mich sehr glücklich macht und das ich weder mißbrauchen noch enttäuschen möchte, – so würde mein Rat alle bewußten und aktiven Kräfte in Ihnen so heftig, so leidenschaftlich wie nur möglich ermutigen und zu bestärken versuchen.

Lassen Sie mich Ihnen rundheraus sagen: Es gibt auch bei den größten Dichtern außer den Gedichten, die sich selber gemacht haben, Gedichte, und außerordentliche, die gemacht worden sind, und es gibt schließlich solche, an denen nur der Dichter fühlen kann, wie das eine und das andere Element

„Lassen Sie sich nicht zum bloßen
Harfenkasten machen, lassen Sie
sich nicht nur spielen, sondern
spielen Sie selber“

sich in der Vehemenz des übermütigen dichterischen Willens verschmolzen haben, – als würde der Geraubte im Kampfe zum Räuber. Fühlen Sie sich, – trauen Sie sich etwas – nein, – sehr viel, zu – lassen Sie sich auch von der schönsten Inspiration nicht zum bloßen Harfenkasten machen, lassen Sie sich nicht nur spielen, sondern spielen Sie selber – Sie, wenn einer, können es. – Daß Sie zu erzählen versuchen, wenn die Inspiration sich nicht befehlen läßt – ist unter der Bedingung, daß Sie sich davon nichts falsches versprechen, sehr recht, – wie überhaupt alles sehr recht ist, was Sie tun, was Sie tätig macht, was auch nur entfernt Ihr bildendes Vermögen in Bewegung setzt. [...]

An Ihrer Stelle und auf Ihrer Höhe bedeutet die Bemerkung, die Sie mir machen, – daß die Ausdrucksmittel nur langsam wüchsen – die in Ihnen selbst aufsteigende Mahnung, es damit ungeheuer ernst nehmen. Hofmannsthal pflegte mit großem Recht – und größtem Ernst – begabte junge Leute, die zu ihm kamen, immer zuerst zu fragen: ‚Und was lesen Sie?‘ Das hat nichts mit ‚Intellektualität‘ zu tun. Die alten Dichter Griechenlands mußten die gesamte poetische Literatur ihres Volkes auswendig können. Mit fast allen späteren, Milton, Shakespeare, Goethe, Browning, war es nicht viel anders. Dichterische Sprache entsteht nicht in dem Maße, in dem es dem seltensten aller Dichter, dem naiven, scheint, im luftleeren Raume. Sie ist ein Stück Überlieferung wenigstens als die Voraussetzung, von der aus die individuelle Schöpfung oder Findung sich abschließt. Diese Voraussetzung ist in erster Linie eine kritische, d. h. in unserm Falle eine selbstkritische. Nicht alles, was uns einfällt, hält Stich. Auch das beste, was uns überrascht, ist nur in den allerseltensten Fällen gleichzeitig der fertige Fund. Je länger Sie eine lyrische Folge oder Modulation im Innern tragen, ehe Sie sich die Gestalt als eine abgelöste zugeben, um so größeren Vorteil, wie Sie sicherlich wissen, hat sie davon. Sie gießen sie immer von neuem durch ihr Ohr, und sie kommt immer wieder um etwas indefinibler veredelt und abgereinigt aus dem Prozesse heraus, aber um dies Ohr zu erziehen, seine Gänge oder Züge zu dem wun-



derbaren Organ zu machen, in dem alles billige, halbreife, verlockende, ableitende, unsichere automatisch abgewiesen und entmutigt wird, dazu brauchen Sie das Hören, d. h. Aufnehmen, d. h. studierendes Lesen, das ein schöpferisches Lesen ist, ein bereits mitarbeitendes Lesen – eines der dichterischen Geheimnisse. [...]

Verzeihen Sie, daß ich so vom einen zum anderen zu springen scheine und es Ihnen schwer mache meinen [sic] Faden zu folgen, – es ist eine unabsehbare Materie und eigentlich für einen Brief, vor allem, wenn man sich garnicht kennt, kaum gemacht, aber ich kann nicht darauf verzichten Ihnen diese Gesichtspunkte ungefähr zu markieren, weil Ihre Poesie von Ihnen aus sich gerade dahin determiniert, wo Sie sich unsicher fühlen. Sie bilden gelegentlich vollkommen schöne Verse, sogar skulpturale, also besteht das musikalisch plastische Vermögen, das die Pedanten Metrik nennen, bei Ihnen bereits in so hohem Grade, dass es zum allgemeinen Niveau werden müßte. Ebenso hat Ihre Sprache in den wahrhaft inspirierten Momenten eine wunderbare schimmernde und vibrierende Haut, es gibt bestürzend schöne und dabei, wie man fühlt, Ihnen ganz natürlich geflossene Wendungen, Ausdrucksstärken, gegenseitige Beleuchtungen von Wortnachbarn, aber daneben sehr vieles, was als dasjenige stehen geblieben ist, als was es Ihnen zuerst einfiel, und was man in der Form kennen möchte, die es gewonnen hätte, wenn es noch zwei Jahre lang Ihr Inneres bewohnt hätte. Bitte verstehen Sie, daß ich dies nicht als Mäkler sondern als Enthusiast sage, als jemand, der dies Schöne mit so eiferndem Entzücken schön findet, daß es ihm auf keine Weise schön genug sein kann. Mißverstehen Sie es auch um Himmels willen nicht in dem Sinne, den man artistisch nennt, – nichts liegt meiner Wesensart ferner als dieser odiose Begriff. Es handelt sich nur und ausschließlich darum, ob ein Gedicht in Ihnen so weit getrieben ist, daß es sich mit der Kraft, ohne Ihre Person, (Ihre Biographie, Ihre momentane Contingenz, Stimmung, Verstimmung, Zerstreuung pp.) **dichterisch von sich zu überzeugen**, rein von Ihnen ablösen kann, und von da an für sich weiterrollen und leben, als gäbe es keine N. N. Das klingt so einfach, und eben dies ist die ungeheure Spannung des Inneren, aus der allein das wirkliche Gedicht entsteht, mit der Distanz, die es vom Dichter, und der Distanz, die es vom Leser haben muß, und ohne die es entweder in den Dichter zurückrollt oder dem Leser so hart aufs Herz geworfen wird, daß er sich physisch betroffen, statt in der Seele getroffen fühlt.

Ich kann Ihnen dies alles sagen, weil alle Ihre Äußerungen direkt aus dem Geheimnis der Poesie herkommen, es ist alles sehr richtig, sehr schön, ganz zur Sache, Sie sind also

„Werde mit Willen zu dem,
der Du schon bist“ (Pindar)



Foto: M. Petrowsky

Halbrelief im Pergamon-Museum, Berlin

dem Punkte, auf den es ankommt, schon von sich aus nahe genug, und ich brauche kaum mehr zu tun, als was ich neulich schon andeutete, Sie auf diesem Wege immer sicherer und härter zu machen, vielleicht etwas unbarmherziger, etwas bewußter da, wo Sie unbewußt richtig tendieren, aber möglicherweise wieder irre gemacht werden könnten. Bei Pindar steht dies herrliche Wort, das er einem großen König singt: „Werde mit Willen zu dem, der Du schon bist“, mehr kann man Niemandem sagen, dem mit Nutzen etwas gesagt wird, den Andern gegenüber hilft Zureden und Abreden ohnehin nicht. Ich würde auch, wenn ich diese Überzeugung nicht hätte, schwerlich solche Briefe schreiben, derengleichen ich noch nie im Leben und an Niemand geschrieben habe, begreiflicherweise, denn es

hat mich noch nie ein jüngerer dichterischer Mensch in einem solchen Maaße interessiert und **gerührt**, und mit den Gleichstrebenden hat man sich kurz, und undiscursiv gefaßt. So überrasche ich mich selbst dabei, Gesichtspunkte einer Poetik zu entwerfen, die mir theoretisch nicht viel dogmatischer präsent sind als Ihnen, denn die Produktion weiß nicht sehr viel von ihnen und macht sich aus Grundsätzen keine Krücken. Aber ich empfinde es als fruchtbar auch für mich selber, mir das Geahnte, indem ich es Ihnen ans Herz lege, zu vereinzeln, und Ihnen mag es als Abwechslung gegen das, was Sie in Wien hören, brauchbare Kontrollmöglichkeiten vermitteln. Ich begreife alles, was Sie über dortige Umstände andeuten, aus meinen eigenen Erinnerungen nur zu gut. Es ist eine herrliche Stadt für sehr leichtsinnige und auch für sehr schwermütige Leute, aber gar keine für die besondere Art leichtsinnigen Schwermuts oder schwermütigen Leichtsinns,



die sich um den geheimnisvollen Pol der schöpferischen Strahlung herum im Dichter bewegen, – umso eher für die Halbgeschwister der Poesie (von andern Müttern), die Musik und das Theater. Man muß wie Hofmannsthal und Grillparzer dort als Dichter geboren sein, um auf eine andere als die all-unanständigste Art daran zu sterben – sterben, so oder so, tut man gewiß daran, aber man lebt, wenn man dort geboren ist, überall sonst nur halb. Mich als Fremden hat die nur dort vorkommende Mischung von äußerst Schmeichelndem und total Herzlosem abwechselnd ungeheuer fasziniert und heftig angewidert – auch wohl beides in einem. [...]

„Wien ist eine herrliche Stadt für sehr leichtsinnige und auch für sehr schwermütige Leute – mich als Fremden hat die nur dort vorkommende Mischung von äußerst Schmeichelndem und total Herzlosem abwechselnd ungeheuer fasziniert und heftig angewidert.“

Ich widerstrebe nur ungern der Versuchung, Sie weiter zu trösten und Ihnen guten Mut dazu zu machen, daß Sie auf sich selber angewiesen sind – wer ist es im entscheidendsten Punkte seines Lebensproblems nicht, und wen würde es fördern, wenn es anders wäre? Niemand kann dem anderen seine Erfahrungen schenken oder ihm die selber zu machenden auch nur um ein Gran verkürzen oder ersparen, denn die Voraussetzung, es gäbe etwas wie ‚die Welt‘ oder ‚das Leben‘ ist an sich ein logischer Trugschluß, es gibt nur die millionenfache Variationenreihe davon, die sich jedes Individuum auf Grund seiner Fügung, Stellung und Wirkung aus dem allgemeinen Täuschungsfelde als Segment herauszuschneiden muß, und in der keines sich mit dem Nachbarsegmente decken kann: Sobald man vergleicht sieht man, daß nichts mehr wirklich stimmt. Damit beschränkt sich das ohnehin Wenige, was ich Ihnen geben kann, auf die innige Wärme meiner Teilnahme und meines Ernstnehmens, deren Sie bei mir völlig versichert sein können. Ich werde alles, was von Ihnen kommt, mit der Achtung der höchsten Aufmerksamkeit teuer halten und mir bewußt sein, damit eine allerschönste und ehrenvollste Pflicht zu erfüllen. Es gibt nichts an Ihnen, was mich nicht interessieren, nichts, womit Ihr Vertrauen, wenn Sie es mir schenken, sich nicht an mich wenden könnte, und ich bitte Sie förmlich, in einem solchen Sinne ganz über mich zu verfügen, mich als einen der Ihren zu betrachten. Ich habe mich, in großen Arbeiten begriffen und in meiner ländlichen Zurückgezogenheit, auf einen ganz kleinen menschlichen Kreis eingeschränkt, correspondiere nur nach wenig Seiten laufend und lasse den Schwall brieflicher Belästigung, dem ich an meiner Stelle mich schwer entziehen kann, schema-

tisch erledigen. Für Sie werde ich immer Zeit haben, wie ich mir auch heute das selbstsüchtige Vergnügen bereitet habe, mich für eine grad abgefertigte größere Arbeit, die mich viel Zeit gekostet hatte, durch einen verplauderten Sonntagnachmittag mit Ihnen zu belohnen. [...]

Leben Sie wohl. Machen Sie mir die Freude, wieder von sich hören zu lassen.

Bdt.

Rudolf Borchardts *Briefe an eine junge Dichterin* wurden erstmals abgedruckt in *Das Silberboot*, Zeitschrift für Literatur, hg. v. Ernst Schönwiese, 3. Jahrg., 1947, 6. Heft. Um der Authentizität willen behielten wir die dort dokumentierte Schreibweise bei, machten aber um der besseren Lesbarkeit willen einige zusätzliche Absätze.

Am Anfang

von Helmut Glatz

Als es noch keine Worte gab
für die Dinge
wussten die Gedanken nicht
was sie denken sollten
und alle Dinge waren
sonst nichts
und genügten sich
zu sein

Gib den Dingen die Freiheit
wortlos zu sein
und sie werden wieder beginnen
zu duften zu tönen zu leuchten
zu sein



Wo der Impuls des Herzens dem Intellekt diktiert ...

von Eva M. Kittelmann

Mein lieber junger Freund!

Der rotgoldene Sonnentag glüht nach; ich verlasse den Platz in der Loggia nur ungern. Aber mit den Abendwolken ziehen auch Erinnerungen vorüber, darunter eine sehr eindringliche, die mich mahnt, diesen lange aufgeschobenen Brief an Dich zu schreiben.

Du hattest mir mehr als einmal gestanden, noch immer nicht so weit zu sein, meinen Standort als Schriftstellerin zu erfassen, meine Haltung gegenüber Kunst und Literatur zu begreifen – wiewohl Du bekanntest, jedes Mal glücklich zu sein, wenn Du mich aus Gedichten oder dem Roman lesen hörst, wie bewegt, berührt Du wärest in dem Gefühl, in eine *terra incognita* entführt zu werden, auf eine Insel des – Du fandest das Wort nicht, ich helfe Dir! – „Anders-Seins“. Und all das, merktest Du an, obwohl Du als Manager und Ökonom so gut wie keinerlei lyrische Geneigtheit in Dir verspürtest.

Und unvermittelt kam immer wieder Deine Frage: Wie ist das bei dir und jenen, die schreiben? Die aus sich heraus, völlig ungefragt, Worte heraufzaubern, Wendungen aussinnen, die faszinieren – wie kommt das zustande, was löst „es“ aus? Gibt es Erklärungen, Rezepte dafür, was da vorgeht im kreativen Menschen, der sich „zum Schreiben“ entschließt? Erklär es mir bitte, hast Du öfter gesagt – es ist so was Geheimnisvolles für mich.

So also heute dieser Abendbrief an Dich, wobei Du ein wenig den Stellvertreter machst, den *Lieutenant* für alle jene und die vielen – sagen wir – „Freunde rundherum“, die wahrscheinlich im Großen und Ganzen auch wenig Ahnung haben, was da vorgeht „beim Dichten“.

Freilich gibt es ganze Bibliotheken über künstlerische und schriftstellerische Inspiration und Imagination: wie einer seine Verse aus sich herauswirft, sie umbaut, ausbaut, verklärt, auch verfremdet, oder wie ein anderer Plot um Plot für Dramen oder Drehbücher entwirft und lebensvolle Gestalten in erfundene Situationen setzt, oder ein Dritter sich auf minutiöse Naturbeschreibungen versteht. Nach Francis BACON (dem Maler, 1909–1992, bekannt durch seine „bold, graphic and emotionally raw manner of imagination“) entspringt Kunstschaffen einer „Sensation des Nervensystems“, sei es durch

Zufall oder Katastrophe, oder im Zwang nach Dokumentation. Kunstschaffende stellen in einer Art Ablösungsvorgang „etwas über sich hinaus“, sie entgrenzen. Ihre Werkzeuge sind Hirn und Hand, das Material der Schreibenden ist allein die Sprache. Aber insgesamt wird es allemal der (Im)puls des Herzens sein, der dem Intellekt diktiert. Da gibt es weder Kalkül noch *raisonnement*. Wer zu schreiben beginnt, begibt sich im Grunde in ein zweites Leben. Der irische Romancier John BANVILLE sagt es deutlich: „Man geht nicht zur Kunst um zu entkommen, sondern um zu verweilen; nicht um zu fliehen, sondern um einzutreten“.

Der Anfang ist seltsam undefinierbar. Jedenfalls schreibt, der dichtet, zunächst kaum jemandem zuliebe und selten im Hinblick auf ein „Publikum“ (Ich spreche hier nicht von schreiberischen Bemühungen etwa für Literaturwettbewerbe, nicht von Gelegenheitsgedichten oder Auftragswerken!). Beim Lyriker macht den Beginn meist ein Anschreiben, um nicht zu sagen **Anschreien** gegen etwas, eine gewollte Befreiung, durchaus verbunden mit einer gewissen Aufmüpfigkeit. Es entsteht eine Art Gegenrede, Widerspruch zum üblichen „Geschwätz der Menge“, vor allem aber gegen die im Moment empfundene Stille, die keine Leere sein muss, sondern schon viel in sich trägt und vieles gebären kann: Ängste, Widerwillen, Ekel brechen hervor, aber auch Sehnsucht und Suche nach einem Hinweg, Hinauf und „Darüber hinaus“.

Der Dichtende geht immer einen Weg: von Hier nach Dort. Du erinnerst Dich an mein Lyrikbuch *Dahinterkommen*? In solcher Intention schreiben, ist ein Teil dessen, was Dichtung ausmacht – dass der Schreibende nämlich sich beruhigt, gestillt erscheint von dem, was er erdacht, erspürt und niedergelegt hat in diesem Moment des „werdend gewesen zu sein“, mit dem mein Gedicht *Nichts bleibt für immer* schließt. Womit ich ausdrücken will, dass die schöpferische Stunde nur eine Phase darstellt zwischen der Findung und dem Verzicht: Ich habe (es) geschrieben, aber ich habe es entlassen, d. h. nun, auf Papier gebannt, um es Dir, jener Freundin dort oder welchen Anderen immer zu überlassen ...

PASTERNAK schrieb einmal, „die besten Werke der Welt, sie mögen von Verschiedenstem künden, erzählen in Wahrheit von ihrer Geburt. In der Suche nach sprachlicher Form und haltbarem Ausdruck geht es um den Weg nach draußen,



öffnet sich das Ich selber, öffnet sich für andere Menschen“. Selbst in seinen privatesten Aufzeichnungen über Ängste, Hass, Liebe usf. suche der Dichter nach Wegen befreiender Artikulation. Joschie ANZINGER hat den Vorgang so zusammengefasst: „Gedichte schreiben, das ist kein Selbstkult, keine Wegelagerung auf eine Chance ... keine Abholzung um mich herum um meines Namens willen ... sondern Eigenrettung ... Zwiegespräch mit dem Unnennbaren. Ich weiß, ich war damit niemals allein.“ Aus dieser Spannung heraus verströmt sich der Dichtende in Lauten, Silben, Wörtern, Kompositionen; lehnt sich aus dem Fenster der Banalität weit hinaus, seine Niederschrift den Einflüsterungen seines ihm innewohnenden *daimonion* entlehnend.

Heute wird vielfach gemeint, dass Lyrik so reduziert wie möglich zu sein hat, das Narrative trete zurück, um reizvoller Verschlüsselung Platz zu machen. Was unter diesem Aspekt vielfach entsteht, sind rätselhafte, hermetisch zu nennende Gebilde, denen gegenüber „der Andere“ verständnislos bleibt – mag er sie noch so „schön“ empfinden. Dass das meine Sache nicht ist, hast Du gemerkt. Ich trachte in meine Texte – als Wegweisung, Ariadnefaden – immer wieder Ambiente und Atmosphäre einzubringen, die grundlegende Absicht zu transportieren, um Verständnis zu ermöglichen, es wenigstens zu erleichtern. Ich wünsche mir, dass dort, wo etwas „auftönt“, es auch durch-töne – *per-sonare* ist das lateinische Wort; nur so kann es zu einer An-Rede werden. Wo das nicht geschieht, wo ein Text anmutet, als würde Rumpelstilzchen rufen: „Ach, wie gut, dass niemand weiß ...“, verbleibt, fürchte ich, nur ein gewisser „Eigenwert“ des Geschriebenen, und also *l'art pour l'art*. Da schreibe ja Ego an Ego: Sieh her, wozu ich imstande bin, und es kann noch besser werden. Das perfekte Kunstwerk also? Abgehoben vom Wortgebrauch „normaler“ Kommunikation? Und wenn einer seine Gedanken womöglich ins Korsett weit hergeholter Versmaße und Reimformen gezwängt hat – bis der lebendige Ansatz verloren, bis „die Luft raus“ ist? Was lyrisch frei fließen sollte, erscheint in vielen Fällen überästhetisiert und damit tot.

Solche Missgriffe, die in gebastelte Künstlichkeit münden, darf man wohl mit Recht *l'art pour l'art* nennen.

Das ist natürlich ein Schlagwort, und Schlagwörter taugen nicht viel. Aber mir stehen da auch die Wortdrechsler, Silbenzähler, Lautverschieber vor Augen, welche die Sprache trickreich sezieren, sie bis zum Exzess ausschlachten. Dieses *l'art pour l'art* ist am Ende – verzeih, dass ich ein drastisches Bild verwende – nichts als eine kunstbeflissene Onanie: Man begeilt sich so lang an der Politur der Endfassung, bis „alles hinhaut“, bis alles glänzt, und doch womöglich Talmi bleibt. Lässt dieses Um- und Ausarbeiten im elfenbeinernen Turm des Poeten tatsächlich jene Wollust entstehen, von der ein Roland BARTHES spricht – und für wie lange? Vielleicht, bis

dann die elitäre Schönheit, womöglich für nichts und wieder nichts hervorgebracht, sich selbst verzehrt? *L'art pour l'art* zu schreiben, vermag einen Schreibenden zu befriedigen, ihm seine Kunstfertigkeit bestätigen, aber was bleibt, ist schwer oder gar nicht vermittelbar. Der Eindruck eines unlebendigen, unverständbaren Narzissmus herrscht vor. Du merkst, ich sag das mit einiger Widerständigkeit.

Schreiben erscheint mir dort lustvoll und geglückt, wo keine Spur von Bedauern mehr übrig ist, sich geöffnet, *geoutet* zu haben in aller Wahrhaftigkeit, wo der Schreibende unerschrocken vom erst vielleicht noch brutalen Ausdruck in die größtmögliche Vergeistigung seines Themas wandert, oder, wo es die Logik gebietet, auch einmal *vice versa*. Wo man erkennt, da war nichts zu schönen, nichts zu verniedlichen, da ist kein Wort zurückzunehmen, denn so und nicht anders hat es sich dem bewusst Gestaltenden ergeben. Wer so schreibt, dass „etwas“ anklingt, das dem Hörer, Leser zumindest marginal erfassbar wird, wer seine Sache, seine Seele mit einem Text zum Leuchten bringt, mag Dichter genannt sein.

Vielleicht wiederhole ich mich, aber der „wahre“ Dichter kann nicht umhin, als Person zu sprechen, er konkretisiert, was an Idee grundgelegt ist, er gibt dem Gedachten die ihm seinsgemäße Form. *Fiat verbum*. Seine Niederschrift freilich sei letztlich so geartet, oder besser: „geartet“, dass das Resultat dem bzw. den Anderen übereignet werden kann, um ihm und ihnen zu **gehören**, vielleicht einer erst unbekanntem, anonymen Menge von Leuten. Selbst wenn sie damit „nichts anfangen“ könnten – es existiert, und sei es nur im „luft- und liebeleeren“ Raum – existiert als Zu-Eignung, als „Widmung“.

Was ich sagen will: Der Schreibende (seine Idee) und der Rezipient (Leser) bedingen einander – sie müssen sich persönlich gar nicht kennen. Das ist der Punkt.

Oder, wie ein Bücherfreak, Vielleser diesen eigentlich geheimnisvollen Vorgang neulich so interpretierte:

„Im Grunde dient ein literarisches Werk dem Dialog – der Schöpfer (sein Werk) und der Leser dieses Werkes sind wie die zwei Seiten einer Medaille, die je verschieden aufleuchten, aber untrennbar zusammen gehören. Selbst in der Skala der jeweiligen Befindlichkeiten sind sie einander durchaus ähnlich. Beim Autor in der Freude über „seinen Wurf“ bis hin zur Distanzierung vom eigenen Versuch oder gar dessen Verwerfung – beim Gegenüber in der glückhaften Erfahrung des Lesegenusses bis zu einem ‚nein, danke, das gefällt mir ganz und gar nicht‘ – alles das ist möglich ...“

Ja, Schreiben und Lesen sind durchaus mit Lust verbunden, sonst täten wir's ja nicht. Es mag dann und wann in etwas wie Wollust ausarten, wenn der Dichter erkannt hat, dass auf



dem Papier sein **Eigentliches** hinterlassen erscheint. (Wenn du einmal *Lust* hast, kannst du dazu die Spekulationen des Roland BARTHES in *Die Lust am Text*, Suhrkamp-Verlag, vergleichen!) Aber auch lesen, „es“ wieder und wieder lesen, es sich selber anhören, „antun“, als ob da schon Publikum wäre, kann lustvoll sein. Es beglückt, wenn ein Text wohlklingt, schmeckt. Und natürlich darf ein kleiner Schauer Zufriedenheit entstehen vor dem „Selbstgemachten“ – aber eben nicht im Sinne von *l'art pour l'art*, sondern in dem unbedingten Wollen, das nach außen drängt – hin zu dem, zu den Anderen: Für Dich, für euch habe ich geschrieben. – *pour les autres*.

Dann kann auch dieses „Liebend erkennen“ eintreten, von dem Ernst JÜNGER („Epigrammatischer Anhang“ zu *Blätter und Steine*) spricht; Heinz Ludwig ARNOLD hat die Stelle in *Reiz der Wörter* (Reclam) treffend ausgelegt als eine, seine „Maxime für den Umgang mit Menschen: im dialogischen Verhältnis dem Anderen nicht nur rational zu begegnen, sondern ihm auch emotional entgegenzukommen und ihm dabei sein Eigenes, sein Geheimnis zu belassen – sowohl als auch“.

In diesem Stadium endet das Wirken, das Werk des Dichters tatsächlich. Er hat geschrieben, es not-wendig, Not wendend empfunden. „Es“ ist ihm aus der Hand gefallen, verschwunden aus dem Gemüt, dem Vergessen anheim. Von da kommt vielleicht auch die „postnatale Depression“ von Autoren, die nach dem Erscheinen ihres Buches in ein schwarzes Loch fallen: Das war doch nicht ich, sagt die Hand; nein, sagt das hohl gewordene Hirn, das war doch nicht in mir – oder doch? Trotzdem, Autoren, Autorinnen werden vorgeführt, *pleno publico*. Dann ist nichts mehr zu sagen als „Nehmt hin, es ist euer.“ Es passiert oft, dass Schreibende, nach Monaten oder Jahren eines ihrer Bücher aufschlagend oder einen Abdruck auffindend, richtig entsetzt sind: „O Gott, da steht ja mein Name – ich, wann hätte ich *das* verfasst ...?“

Nun, Du weißt, lieber Freund, ich bin alt geworden, höchst ungewiss, wie lange ich noch bleiben darf. Aber gerade jetzt schreibe ich mehr, intensiver als ich sollte oder müsste; gieriger, wilder, kaum mehr „die besseren Worte“ suchend, wie Ilse AICHINGER die Arbeit an der Sprache nennt. Schreibe unpoliert, rau, roh, frech. Das alles geschieht schon ein wenig *ad testamentum*, in einer wachen Ehrlichkeit des Denkens.

Vielleicht wirst Du darüber lächeln eines Tages, wenn ich fortgegangen bin. Ein schönes Wort ist mir eingefallen: „Die besten Sachen schreiben wir, solange die Erwartung noch die Erfüllung übersteigt.“

So betrachtet, bin auch ich selbst Literaturkonsumentin, immer offen für dichterische Impressionen, und in solchen Momenten eben eine von Vielen, die sich anrühren, ergreifen lassen, ergriffen werden – ehrfürchtig vor dem oder jenem

poetischen „Wahrwort“. Umso mehr, da ich ja aus Erfahrung weiß, wie oft Herzblut und Tränen zusammenfließen zu einem Text.

Darum denke ich auch, dass nichts von dem, was wir haben – sei es, dass wir „es“ geschaffen oder geschenkt bekommen haben – uns allein gehören dürfte. Vielmehr sollen „die Güter“, das Gute, das wir erkannt, bewahrt, gesammelt haben, vermittelt, weitergereicht, mit Anderen geteilt, ihnen **gewidmet** werden. Diese Auffassung gründet schon auch in meiner religiösen Überzeugung – niemand weiß das besser als Du.

Hatte ich Dir eigentlich je erzählt, dass unser lieber „Vetter in G.“ sich mein *Doppel-Sonett* in Handschrift, passend auf ein A-4-Blatt, als Autograph zum Rahmen und „Hängen“ in seinem Kunstkabinett gewünscht hat? So etwas ist natürlich wie ein Ankommen, ein „liebend erkannt sein“ und aufgenommen werden von einem, der verstanden hat.

Verzeih, mein Lieber, die Überlänge dieses Briefes. Ich bin mit meinen Gedanken und Argumenten im Kreis gewandert, aber hoffentlich an den Ausgangspunkt zurückgekehrt – zu Deinem Interesse als Hörender, Lesender an meinen Texten; zu dem Wohlgefühl, dass Du dabei empfunden hast, wie Du sagtest, und dass in diesem Falle genau Du „dieser Andere“ bist, dessen „erst noch entfernte“ Existenz das Dichterwort bereichern kann – persönlich wie literarisch.

Manche Frage mag offen bleiben – ich lasse es gut sein für heute. Dieser Sermon mag Dir nicht zu kopflastig, zu „sachbezogen“ erscheinen! Wir haben gewiss noch Gelegenheit, uns darüber auszutauschen. Aber du weißt, im Schreiberischen bin ich immer auf der sicheren Seite und eine Spur eloquenter als im Gespräch *face to face*. Keine Ahnung, woran das liegt.

Für heute: *Vale!* *E.M.*

Eva M. KITTELMANN, geb. 1932 in Wien, lebt auch hier. Studien in Theaterwissenschaft und Publizistik, Schauspielerin, Buchhändlerin. Erst nach 40jähriger Tätigkeit im Verlagswesen als Lektorin und Übersetzerin eigene Publikationen: Lyrikbände „Atrium tanzender Stille“ (1993), „Dahinterkommen“ (1997); selbst rezitierte CDs mit Musik: „Ich bringe dir mein Lied“ und „Warten was sich zeigt“. Roman „Die Aufgabe oder Eros wie im Himmel so auf Erden“ (2009); „Die Quadratur der Verse“ (Lyrische Traumsequenzen) und „Podium-Porträt“ Nr. 66 (beide 2012). Veröffentlichungen von Lyrik und Essays in Zeitschriften und Anthologien. Zahlreiche Mitgliedschaften in literarischen Gesellschaften, z. Zt. Präsidentin des Verbandes Katholischer Schriftsteller Österreichs.